

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 56 (1951-1952)
Heft: 17

Nachruf: Maria Montessori
Autor: Stucki, Helene

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE LEHRERINNEN-ZEITUNG

Expedition und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Tel. 2 77 33, Postkonto III 286

Jahresabonnement: Fr. 6.50. Inserate: Einspaltige Millimeterzeile 16 Rappen

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

5. Juni 1952 Heft 17 56. Jahrgang

Maria Montessori

Helene Stucki

Als am 6. Mai Radio Hilversum die Nachricht brachte, Maria Montessori sei im Nordseebad Nordwijk in Holland im 82. Lebensjahre verschieden, da wurden wir alle, die wir uns seit Jahrzehnten um eine Erneuerung von Erziehung und Unterricht mühen, einen Augenblick still und gedachten in Verehrung und Dankbarkeit der Frau, deren imponierende Lebensarbeit dem Kinde und dem jungen Menschen galt, vom Säugling über das von ihr mit besonderer Liebe betreute Kindergartenalter zum Schulkind bis hinauf zum Gymnasium. Maria Montessoris äußerer Lebensweg mit den Stätten ihrer Wirksamkeit, von den Elendsquartieren Roms durch die meisten Länder Europas bis zu einem längern Aufenthalt in Indien, ihr Weg von der Medizin zu Pädagogik und Kinderpsychologie, ist aus den Nachrufen in der Tagespresse zur Genüge bekannt. Es dürfte keinen Pädagogen der Gegenwart, kaum einen der Vergangenheit geben, der sich so weltweiter Wirkung und Anerkennung erfreute. Daß dieser Ruhm einer Frau galt, einer Frau, die auch mit Wärme und Überzeugungskraft für die Frauenbewegung eintrat, erfüllt uns mit Stolz. In der von ihren Verwandten verfaßten Todesanzeige, die wir zufällig zu Gesicht bekommen haben, stehen die ergreifenden Worte: «She died as she lived, clear of mind, loving of heart, witty to her last moment. In less than a minute she transferred her brilliant soul from us to God.»

Bei uns in der deutschen Schweiz hat die Methode Maria Montessoris wenig Fuß gefaßt. Wenn wir recht berichtet sind, ist der einzige Kindergarten in Zürich, der nach ihrem System eingerichtet war, wieder verschwunden. Die kleine Montessori-Stube in Berns Altstadt führt ein bescheidenes Dasein. Die große Tagung des Schweizerischen Kindergärtnerinnenvereins vom Jahre 1935, die einer *Auseinandersetzung zwischen der Methode Fröbels und derjenigen Montessoris* galt, entschied sich für einen dritten Weg, für eine durch das Wesen der einzelnen Kindergärtnerin geprägte, sogenannte freie Arbeitsweise, so etwas wie eine schöpferische Synthese. Es ist aber falsch, die bedeutende Frau zu sehr mit ihrer Methode zu identifizieren, ihr aus Faktoren, die nur aus ihrem Bildungs- und Erfahrungsweg heraus zu verstehen sind, wie die Ablehnung der kindlichen Phantasie mit Spiel und Märchenzauber, einen Vorwurf zu machen. Wir wissen auch, daß sie, vor allem in den letzten Jahren, den Willen bekundete, mit anderen Erneuerungsbewegungen zusammenzuarbeiten, daß es ihr um das Kind ging und die Entfaltung seiner Kräfte, um sein Daseinsglück und Lebensrecht, um die Entwicklung seiner friedenswilligen Anlagen, daß sie hoffte, auf dem Wege der Erziehung einen neuen Weltkrieg zu bannen. Um dieser ihrer pazifistischen Tendenzen willen wurden ihre Kindergärten und

Schulen in der Ära Mussolini geschlossen und die berühmte Frau zur Auswanderung gezwungen. In meiner Erinnerung sehe ich Maria Montessori vor mir — es war an einem Vortrag in Wien im Winter 1931 —, wie sie mit zwingender Eindringlichkeit plädierte für die Welt des Kindes: «Nicht unsere Formen, nicht unsere Gesetze dürfen wir Erwachsenen dem Kinde aufdrängen. Schaffen wir ihm eine Atmosphäre, in der es in Freiheit tätig sein kann, bieten wir ihm die seiner Entwicklung entsprechenden äußeren Reize, die Behelfe, an denen es seine Kräfte übt und erprobt. Dann aber treten wir bewußt und bescheiden zurück, getreu dem Bibelwort: „Ich muß abnehmen, damit es wachsen kann.“» Soviel ich mich erinnere, stammt dieser Passus aus einem an der Universität in großem Rahmen gehaltenen Vortrag. Eine andere Begegnung aus demselben Winter aber ist mir in viel klarerer Erinnerung geblieben. Es war an einem stürmischen Novembermorgen, einem Sonntag, als meine Freundin und ich uns nach Grinzing aufmachten, weil dort Maria Montessori im Verein junger Katholiken einen Vortrag halten würde. Sonntagvormittägliche Leere herrschte in dem ländlichen Vorort. In stetem Kampfe mit dem Novemberwind schritten wir gaßauf, gaßab, Ausschau haltend nach einem Gebäude, das der großen Referentin würdig schien, nach Menschen, die mit uns demselben Ziele zustrebten. Keiner wollte etwas von der erlauchten Dame und ihrem Vorhaben wissen. Endlich entdeckten wir ganz unten, wo sich die Gasse in ländliche Weite auflöste, ein paar dunkel gewandete Klosterfrauen, die einer primitiven Baracke zuschritten. Ihren Spuren folgend, betraten wir einen engen, muffig riechenden Gang und darauf ein freud-, bilder- und farbenloses Lokal. Hinter einem Tisch, der in seiner deckenlosen Hölzernheit geradezu armselig wirkte, saß Maria Montessori, eine ältere, schöne Dame in elegantem Plüschmantel. Graue Löcklein ringelten sich anmutig unter ihrem Hut hervor und umrahmten ihr geistvolles, feines Gesicht. Neben ihr hatte ein junges Mädchen in puritanisch blauem Kleide Platz genommen, die Leiterin des Vereins und gleichzeitige Übersetzerin. Nach flüsternder Rücksprache mit der Dottoressa stand die jugendliche Präsidentin auf und richtete an die Anwesenden die überraschende Bitte: «Singen's was!» Und nun sangen die Klosterbrüder im Verein mit den Schwestern und den jungen Mädchen — dem heulenden Novembersturm und dem strengen Gebot ihrer Kirche zum Trotze — ein warmes Volkslied von Blumen und Vöglein und Liebe und Mai. Dann hob die Vortragende an, sprach erst leise, in weichem Italienisch, fast nur zur Übersetzerin gewendet, allmählich bewegter, inniger, mit zwingender Eindringlichkeit. Sie erzählte von ihrer Arbeit an den kranken, unterernährten Analphabetenkindern Roms, die in einer für sie geschaffenen Umgebung, bei entsprechender Beschäftigung, sich zu entfalten, aufzublühen begannen. Sie sprach davon, daß Kinder bei keiner Arbeit ermüden, niemals Langeweile empfinden, solange ihre Tätigkeit ihrem jeweiligen Entwicklungsgrad angemessen ist. Der junge Mensch soll in erster Linie durch seine Umgebung und durch seine Beschäftigung erzogen werden, während der Erzieher bescheiden zurückzutreten und nur dafür zu sorgen hat, daß das Feuer nicht erlischt, die Aktivität nicht erlahmt.

Maria Montessori gab uns in jener seltsamen Weihestunde kein vollständiges Bild ihrer Methode. Das erwirbt man sich am besten durch das Studium ihres grundlegenden Werkes «Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter»; aber sie schenkte uns ein Stück von ihrem originellen, in

religiösen Tiefen verankerten Menschentum. Und merkwürdig: all die pädagogisch-psychologischen Probleme, die einem in den vergangenen Wochen Kopf und Herz beschwert hatten, hier schienen sie gelöst, nicht durch neue Grundsätze, aber durch die Existenz der schöpferischen, der wahrhaft begnadeten Erzieherpersönlichkeit.

*Es ist nicht das Größte, Segen zu haben, sondern
ein Segen zu sein.*

*Das ist die wirkliche menschliche Größe, nichts anderes;
danach sind die «Heroen» zu beurteilen, ob sie ein
Segen für ihr Volk, ihre Zeit und vielleicht sogar für
alle Zeiten gewesen sind oder nicht.*

Carl Hilty («Glück» III)

Zum hundertsten Todestag von Friedrich Wilhelm Fröbel

Ruth Blum

Als Friedrich Wilhelm Fröbel am 21. Juni 1852 starb, war Deutschland noch nicht imstande, sein Lebenswerk zu würdigen. Ein Jahr zuvor waren auf preußischem Boden seine Kindergärten verboten worden. Und zu seinem Plane, Volksbildungskurse für Bedürftige durchzuführen, hatte sich die preußische Königin geäußert: «Das fehlte noch, daß der Pöbel gebildet würde, da könnte man ihn noch viel weniger regieren!» Tatsächlich stand der freidenkende Erzieher seit dem Zusammenbruch der 48er Revolution auf verlorenem Posten, und er trug sich schon mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern, als der Tod seinem kämpferischen Dasein ein Ende bereitete. Bitter erfüllte sich an ihm das Wort vom Propheten im Vaterland. Und erst lange nachdem England und Amerika sein Kindergartensystem eingeführt hatten, wurden seine pädagogischen Methoden auch in Deutschland zu Ehren gezogen.

Die schroffe Ablehnung Fröbels durch Staat und Regierung wäre unvorstellbar, wenn dieser große Schulreformer sich nur einseitig mit dem harmlosen Problem des Kindergartens beschäftigt hätte. Doch wie bei Rousseau und Pestalozzi lagen auch bei ihm politisches und erzieherisches Denken unlösbar ineinander verschlungen. Sie alle drei sind mehr als Kindererzieher, nämlich Menschenerzieher gewesen; denn alle drei waren vom Geiste der Romantik angeweht, und deren Bildungserlebnis ist ein totales, es umfaßt den ganzen Menschen.

Während aber der Genfer und der Zürcher Pädagoge zeitlich und örtlich lediglich am Rande der romantischen Ära standen — Rousseau hat ja nur knapp ihren Aufbruch geahnt und sie einzig vorweggenommen in seinem überbordenden Naturgefühl —, wurde der Deutsche Fröbel mitten in ihre Hochburg hineingestellt. Als Sohn eines lutherischen Pfarrers 1782 in Thüringen geboren, studierte er 1799 in Jena Naturwissenschaften, wobei er